

Zeitschrift des Zabergäuvereins

Heimatblätter aus dem Zabergäu

Heft 2, Jahrgang 2011

„Und Filomele flötet drein!“

Wilhelmine Müller geb. Maisch (1767 - 1807)

Eine Dichterin aus Neipperg zwischen Emanzipation und Resignation¹

von Rainer Fürst



Weinrauch: Die Friedensgöttin.

Taschenbuch:
für
Edle Frauen u. Mädchen.
1807.

mit Kupfern von Weinrauch.

Carlsruhe
bei C. F. Müller?
Leipzig!

in Commission bei Jakobäer.

Titelkupfer von 1807 (Vorlage: Rainer Fürst)

Eine zu Unrecht vergessene Dichterin und Redakteurin aus dem Zabergäu? Nein, hier gilt es in erster Linie, eine bemerkenswerte Frau in einer bewegten Zeit vorzustellen, die mit ihren Mitteln ein Kapitel Verlagsgeschichte von Karlsruhe und Pforzheim mitgeschrieben, aber auch immer ihrer Heimat mit Versen gedacht hat.² In der Firma ihres Ehemanns, des Karlsruher Buchhändlers und Buchdruckers Christian Friedrich Müller (1776 - 1821), wurden nicht nur einige ihrer Gelegenheitspoesien gedruckt und verlegt, sondern es gelang dort sogar, zwei Ausgaben ihrer gesammelten Gedichte zusammenzustellen, von denen zumindest die erste sich gut verkauft haben muß, hatte sie doch schon annähernd 400 Subskribenten.³ Noch bedeutender, wenngleich selten gewürdigt, war ihr Wirken

inmitten eines Kreises von literarisch interessierten Freunden, die ihre Gedichte untereinander auszutauschen pflegten. Einige von ihnen traten als Herausgeber von meist nur kurzlebigen Taschenkalendern hervor, in denen sie die auf diese Weise erhaltenen Beiträge abdruckten. So gelangten Dichtungen an die Öffentlichkeit, die zunächst als harmlose Zeugnisse eines in den Mittelschichten beliebten Gesellschaftsspiels entstanden waren. Nicht selten gerieten sie dabei in die unmittelbare räumliche Nähe poetischer Erzeugnisse von bleibendem Wert. Wie ihre Freunde gab Wilhelmine Müller die ihr zugeschickten Verse und Reimbriefe von unterschiedlicher Güte zusammen mit einigen Erzählungen in der Gestalt eines Almanachs heraus. Die Ausgaben ihres „Taschenbuchs für edle Weiber und Mädchen“ erschienen von 1801 bis 1807. Abgesehen von den selten berücksichtigten Titelvarianten dieser sieben Kalender sind in der kaum noch zu überblickenden Literatur über Almanache und Taschenbücher nicht einmal die Erscheinungsjahre immer richtig angegeben.⁴ Dies ist jedoch nicht verwunderlich, denn die zierlichen Bändchen sind heute äußerst selten, und das erste in dieser Reihe - unter dem Titel „Taschenbuch für 1801 für Freunde der scherzhaften und angenehmen Lectüre mit Beiträgen von Posselt, Buri, Karoline Maisch und Wilhelmine Müller“⁵ herausgegeben - ist in öffentlichen Bibliotheken gar nicht mehr nachzuweisen. Ob sich dort wirklich eine vorerst nicht zu verortende Karoline Maisch hervorgetan hat, wird fraglich bleiben müssen.

Wilhelmine Augusta Müller, geb. Maisch, die Pfarrerstochter⁶ aus Neipperg, ist - zumindest in ihrer engeren Heimat - nie gänzlich in Vergessenheit geraten, wenn sie auch keine Rolle in der Literaturgeschichte spielt. Die Feststellung, sie sei „in keinem ihrer Verse weiterlebend“, obwohl sie „damals bald in den zu ihrer Zeit beliebten Almanachen gern gesehen und gelesen war“⁷, hatte über mehr als ein- einhalb Jahrhunderte ihre Berechtigung. Aber in größeren Abständen von Jahrzehnten hat man immer wieder einmal feststellen müssen, daß sie zu einer erstaunlich weit gefächerten literarischen Öffentlichkeit nicht nur gehört, sondern gezielt beigetragen hat, und dies zu Zeiten, als die Postkutsche das schnellste aller denkbaren Kommunikationsmittel darstellte. Ein kleiner, engagierter Verlag in Brackenheim hat eine neue Sammlung ihrer Gedichte angekündigt, doch bis jetzt ist diese begrüßenswerte Initiative noch nicht in greifbare Ergebnisse umgesetzt worden.⁸

Schon in ihrer Kindheit im Dörfchen Neipperg, heute ein Ortsteil von Brackenheim, fiel sie mit ihrer Neigung zum Versemachen auf. In einem ihrer gereimten und zur Publikation bestimmten Briefe hat sie später dem Ort ihrer ersten Erfahrungen und Empfindungen ein Denkmal gesetzt.⁹

*Sieh, in einem Winkel deutscher Gauen,
Zwischen Wäldern, Rebenhügeln, Auen,
In der tiefsten Abgeschiedenheit
Liegt ein kleines Dörfchen *) - Weit und breit
Ragt kein Münster schimmernd in die Höhen -
Glorietten, Pappelbaum-Alleen
Sind dort fremd - Kein Sphinx ist da zu sehen*

*Und kein ertzner Amor - Frühlingswehen
Rauscht durch unbeschnittner Bäume Laub
Und kein Zweig ist hier der Scheere Raub.*

[...]

*Sieh, in diesem holden Dörfchen stund
Meine Wiege - Selbst mein Mädchenleben
Floß mir hell in diesem stillen Grund,
Von dem Schutzgeist: Unschuld stets umgeben.
Ländnermädchen, Töchter der Natur,
Waren meiner Kinderzeit Gespielen -
Unbekannt mit leichten Schmerzgefühlen,
War der Dornstrauch uns, der Veilchen Spur
Die wir jauchzend dann mit wunder Hand
In die aufgesteckten Schürzen pflückten
Dann mit ihnen Haar und Busen schmückten;
Wer zuerst ein Mayenblümchen fand,
Oder, wenn das Völkchen Kränze wand,
Wem der Blumenkranz am besten glückte,
Die zuerst an eines Felsen Rand
Auf ein Plätzchen reifer Erdbeern blickte,
War die Königin des kleinen Reih'n!
Unsre Hochbeglückte in der Mitte
Zogen stolz wir in der Väter Hütte
Wie der Held durch Ehrenpforten ein!*

**) Neipperg, im Ritter-Canton Graichgau, das
Stammhaus der Reichsgrafen dieses Namens*

Von ihren späteren, im Badischen liegenden Wohnorten, dem Dorf Adelshofen (heute Teilgemeinde von Eppingen), dann von Pforzheim und Karlsruhe aus, pflegte sie Beziehungen zu Dichtern in und um Stuttgart, Heilbronn, Heidelberg, Frankfurt, in Wien und im Elsaß. Sie war bekannt mit vielen heute ebenfalls vergessenen Reimeschmieden ihrer Epoche, aber auch mit Gottlieb Konrad Pfeffel (1736 - 1809), dem bedeutendsten Fabeldichter seiner Zeit nach Lessing, mit Johann Peter Hebel (1760 - 1826), dem Verfasser der „Allemannischen Gedichte“ und unsterblicher Kalendergeschichten, und mit Friedrich Hölderlin (1770 - 1843). Der letztere hat ihr eine fiktionale Wiederbelebung eingetragen, die sie vermutlich degoutant gefunden hätte. In seinem Hölderlin-Roman erfindet Peter Härtling 1976 ein kurzes, aber heftiges Liebesabenteuer zwischen diesen beiden. Daraus nur ein kurzer Abschnitt:

Mit ihrem Charme trieb sie Hölderlin in die Enge und er ließ es [zu], spielte mit [...]. Die Freunde verfolgten das Getändel zwischen den beiden mit Beifall. Zum ersten Mal waren keine Komplikationen zu fürchten, ging „der Hölder“ unbefangen mit einem Mädchen um.

Sie hatte ihm ihre weiteren Pläne offenbart. Sie wolle keineswegs zurück nach Neipperg ins Elternhaus, vielmehr einige Jahre reisen und sich vergnügen. Dazu werde sie sich ihrer Verwandten in Karlsruhe, Heidelberg und Wien bedienen. Ihre Kühnheit beeindruckte ihn [...]. Von ihr lernte er, ohne jede Angst zärtlich zu sein, nichts zu erwarten, nichts zu befürchten.

In einer „Waldnische“ kommt man sich, im Grase liegend, näher, und Hölderlin verlangt nach einer Erklärung für die nun „gewonnene Leichtigkeit“ in Liebesdingen.

Woisch, weil mir uns net brauchet, verstehe mer uns, sagte sie. Es blieb nicht das einzige Mal, daß sie sich so in ihrer Zuneigung übten.

Später, als er schon in Waltershausen diente, erreichte ihn ein Gedicht: „Denn ach! mir schwebte / Die schöne Zeit / Voll Seligkeit, / Die ich bei Dir / So froh verlebte, / Auch träumend für.“ Er antwortete ihr nicht, weil er sicher war, sie würde sein Schweigen, seine Entfernung verstehen.

Soweit der Roman.¹⁰ Das hier im Auszug zitierte Gedicht ist im Stil Friedrich Matthissons (1761 - 1831) gehalten, den Wilhelmine zu ihren Vorbildern zählte:

*Wanns kühl wird, und sich Schatten längern,
Dann eilen wir mit Matthison
Und Salis, meinen Lieblingssängern,
Und Hölty, der uns längst entfloh,
In jene dunkeln Buchengänge,
Wir lagern uns in bunten Reihn,
Ich lese liebliche Gesänge,
Und Filomele flötet drein! -¹¹*

Das genannte Gedicht an den „Hölder“ umfaßt im Ganzen 162 Zeilen und ist zuletzt in der „Frankfurter Ausgabe“ der Werke Hölderlins abgedruckt worden.¹² Dort wird auch ein ähnlich aufgebautes Poem unter dem Titel „Das Feenland“ als wahrscheinliche Replik des Dichters geltend gemacht¹³ - im Gegensatz zu den lässigen Recherchen zu der von Härtling ausgemalten imaginären Begegnung. Doch verlassen wir dieses Szenario mit zwei unsicheren Kandidaten für eine Affäre, die mittlerweile sogar in die wissenschaftliche Literatur Eingang gefunden hat¹⁴, und wenden wir uns den Zeugnissen ihres Lebens zu, die aus der Hand der Wilhelmine Müller selber stammen. Das sind in erster Linie ihre Gedichte, aus denen uns ein ganz anderes Mädchen- und Frauenbild entgegentritt als das in der Fiktion entworfene. Hier finden wir keine kokette, selbstverliebte, das Landleben verachtende, vergnügungssüchtige junge Muse - ganz im Gegenteil. Wer sich die Mühe macht und heute ihre oftmals als schwülstig zu bezeichnenden Reimereien durchsieht, wird in ihnen einen Ton entdecken, der von einem merkwürdig zerrissenen Wesen kündet. Diese Mischung aus Liebeshoffnung und Todessehnsucht, aus trotziger Rebellion und williger Entsagung hat schon manch einen der Hellhörigen unter ihren Zeitgenossen eigenartig berührt. Doch zunächst seien einige wesentliche Daten aus ihrer Biographie wiedergegeben.

Am 28. August 1767 kam die nach ihrer Mutter benannte Wilhelmine in Neipperg, inmitten der gleichnamigen Grafschaft, zur Welt.¹⁵ Sie war das erste Kind des im Jahr zuvor dort mit Wilhelmine Charlotte Treffz aus Auenstein vermählten Pfarrers Michael Maisch (1737 - 1801), der aus Siebenbürgen zurückkam, wohin sein Vater, vermutlich in Diensten seines Landesherrn, gezogen war. 1782 siedelte die Familie nach Adelshofen über, als der Vater dort als Pfarrer eingesetzt wurde. Adelshofen war ursprünglich ein badisches Lehen an die Grafen von Neipperg, die der Familie Maisch offensichtlich wohlgesinnt waren. Das findet man in einer „Elegie am Grabe Leopolds Grafen von Neipperg“ indirekt bestätigt, in der Wilhelmine angeblich schon 1790 dem Verstorbenen bescheinigt, er sei „der Herrscher Edelster und Bester“ gewesen:

*Seinen Staat zum Eden umzuschaffen,
Wissenschaft und Künste zu erzieh'n,
Seiner Bürger Wohlfahrt stets zu mehr'n,
Wahn und Aberglauben zu zerstören,
War sein eifrigstes Bemüh'n.*¹⁶

Inzwischen hatte sich der Pfarrershaushalt beträchtlich vergrößert. Elf Geschwister Wilhelmines waren hinzugekommen, von denen jedoch sechs früh verstorben waren.¹⁷ Schwester Beata Christine (1768 - 1799) heiratete den Mechaniker Hermann Neuhaus in Wien, Wirtschaftsdirektor bei Graf Stadion in Böhmen. Friederike Regina (1772 - ?) wurde dem Pfarrer Andreas Häuffel angetraut, der sich vorher vergeblich um die Hand Wilhelmines bemüht hatte.¹⁸ Dem im sechzehnten Lebensjahr verstorbenen Bruder Michael Valentin Maisch (1774 - 1789) versuchte seine Schwester ein Denkmal zu setzen mit ihrem Gedicht „Todesfeyer am Grabe meines Bruders. Den 22ten July 1793.“ Ein weiterer Bruder, Karl Christian Friedrich, wurde am 21. Februar 1779 in Neipperg geboren. Er trat in die Fußstapfen seines Vaters, wurde Pfarrer in Ramsau in Kärnten (1807 - 1812), in Roigheim (1812 - 1821)¹⁹, in (Sachsenheim-)Spielberg (1821 - 1824) und danach in Orlach bei Schwäbisch Hall, heute Ortsteil von Braunsbach. Er starb dort am 6. August 1832. Daß auch er mit gedruckten Gedichten und Erzählungen vor die Öffentlichkeit trat, ist wohl von etlichen seiner Zeitgenossen wahrgenommen worden, der Nachwelt ist dies aber bis heute unbekannt geblieben.²⁰

Gegen Ende des Jahres 1791 erschien in Stuttgart ein von Gotthold Friedrich Stäudlin (1758 - 1796) herausgegebener „Musenalmanach aufs Jahr 1792“, worin Hölderlin zum ersten Mal mit vier Gedichten an die Öffentlichkeit trat. Zugleich hatte dort mit einem Beitrag Wilhelmine Maisch eine von ihr nicht erwartete Premiere. Stäudlin, der sich in seiner Rolle eines „Oberpriesters der schwäbischen Musen“²¹ gefiel, hatte das Gedicht von einem seiner Freunde erhalten, von dem ebenfalls als Lyriker sich versuchenden Altphilologen Karl Philipp Conz (1762 - 1827). Einer „Epistel an Conz“ aus dem Jahr 1793, die später ihre gesammelten Gedichte eröffnen sollte, stellte unsere Poetin daraufhin die Worte voran: „Die unerwartete Nachricht, dass Sie mein Lied dem Druk übergeben haben, las ich mit Bestürzung und Freude! Doch nicht unter meinem vollen Namen?“ Möglicherweise hat sie ihre Erstveröffentlichung gar nicht oder erst später zu

Gesicht bekommen, vielleicht ist hier aber auch ein wenig Koketterie im Spiel. In der Folge erschienen unter ihrem Namen weitere Beiträge in mehreren der damals beliebten Almanache, so u. a. in dem von ihrem Freunde Christian Ludwig Neuffer (1769 - 1839) redigierten „Taschenbuch für Frauenzimmer von Bildung“ und in des Heilbronner Juristen Friedrich Carl Langs (1766 - 1822) „Taschenbuch für häusliche und gesellschaftliche Freuden“.

Einige Stationen ihres Lebensweges lassen sich, bei aller interpretatorischen Vorsicht, recht deutlich aus den Gedichten herauslesen. Im Jahr des Ausbruchs der Französischen Revolution drängt es die unpolitische, eher konservative junge Frau zu einem „Bundeslied. 1789“: „Brüder, auf zum treuvereinten Bunde!“ - von Schwestern ist noch keine Rede. Aber der kämpferische Tonfall läßt aufhören und hat zu ihren Lebzeiten auch bereits Resonanz gefunden²²:

*In der Wahrheit Heiligthum zu dringen,
Wahn und Vorurtheile zu bezwingen,
Menschenfreuden reichlich auszusän;
Kühn die Hyder Tyrannei zu tödten
Laut für unterdrückte Unschuld reden
Sey das schönste Ziel, nach dem wir gehn.*²³

Im Jahr zuvor hatte sie noch keinen Gedanken an irdische Vervollkommenung verschwendet und empfahl sich selbst zur „Beruhigung. 1788“: „Schnell entflieht des Lebens Traum; / Dann erwacht mein Geist zum Glücke / In des Himmels weiten Raum!“ Schon im Gedicht „An Z. Bey dem Grabe seines lieben Knaben. 1790“ wußte sie der berechtigten Kritik an politischen Zuständen wieder nur das eine Ziel, das ihre Dichtung stets durchzogen hat, zuzuweisen: die Hoffnung auf ein glücklicheres Jenseits.

Fünf Jahre später drückt sich dieselbe Stimmung in dem Gesang „An die Hoffnung. 1795“ aus, in dem eben derselben eine Absage erteilt wird. Nach Erfahrungen mit Krankheit, Neid, Verleumdungen, einer unerfüllten Liebe bleibt nur noch Sehnsucht nach der Unsterblichkeit: „Ich will mich dem Tod jetzt anvertrauen / Und durch seine Nacht ins Leben gehn.“ Und so nimmt es nicht Wunder, wenn in dem Gedicht „An die Liebe. 1797“ nichts anderes als eine Anklage formuliert ist.

Und dennoch sollte sich der Grundtenor noch einmal entscheidend ändern, als nämlich Jungfer Maisch den um achteinhalb Jahre jüngeren Buchhändler Christian Friedrich Müller²⁴ aus Karlsruhe kennengelernt hatte. Wo und wann dies geschehen sein mag, ist nicht auszumachen. Ihr Auserwählter konnte ebenfalls auf einige sorgenvolle Jahre zurückblicken. Anfänglich vom Vater in dessen Buchbinderei angelernt, war er seit etwa 1791 auf Reisen und fungierte als „Handlungsdienner“ in verschiedenen größeren Buchhandlungen. Am 10. Juni 1796 wurde er in seiner Vaterstadt als Bürger und Buchhändler angenommen. In der Bürgermeisterrechnung, in denen unter den Einnahmen auch das „RecognitionsGeldt von neuangenenommenen Bürgern“ ordentlich verzeichnet

wurde, heißt es ausdrücklich, daß „Christian Friederich Miller BuchHändler als ein hiesiger BurgersSohn“ nur vier Gulden an Gebühren abzuführen hatte, während der direkt darüberstehende Eintrag belegt, daß von einem anderen - sechs Tage zuvor - dafür 22 Gulden und 30 Kreuzer verlangt wurden, weil er kein Bürgerssohn war: „Herr Carl Maklott, Hofbuchhändler“, wurde notiert, hätte diese Summe zu entrichten gehabt einschließlich eines Guldens „vor den Feuer-Eimer.“²⁵ Es handelt sich um Carl Friedrich Macklot (1760 - 1812), den ältesten Sohn und Nachfolger des verstorbenen Karlsruher Hofbuchführers Michael Macklot (1728 - 1794).²⁶ Der Vater war zunächst Hintersasse in Karlsruhe und trat dann in herrschaftliche Dienste des Markgrafen Carl Friedrich von Baden-Durlach ein. Daher genoß der Gründer des etablierten Unternehmens zu keiner Zeit das Bürgerrecht der Stadt. In seinem Erben entstand dem Jungbürger Müller einer seiner ärgsten Widersacher. Macklot junior versuchte, unter Umgehung des Stadtrats, gleich bei seinem Landesherrn zu erreichen, daß diese lästige Konkurrenz aus dem Felde geschlagen würde. Er gewann zur Unterstützung umgehend den erfolgreichen Nachdruckverleger Christian Gottlieb Schmieder (1750 - 1827)²⁷, der pikanterweise ein Taufpate von Christian Friedrich Müller war. Beide unterschrieben am 30. Dezember 1796 eine Eingabe an ihren Fürsten, die mit folgenden Worten begann: „Seit einiger Zeit erkühnt sich ein junger Müller, ein Sohn des hier ohnlängst verstorbenen Buchbinder Müllers, welcher [...] die Buchhandlung aber gar nicht erlernt hat, sich in hiesiger Residenz niederzulaßen [...].“ Der Kampf mit den erklärten Feinden und den diversen einschreitenden und Bericht erstattenden Behörden zog sich hin, bis er am 1. September 1797 einen überraschenden Abschluß fand. Markgraf Carl Friedrich befahl seinen Räten, den ausufernden Auseinandersetzungen ein Ende zu bereiten:

*Wir geben euch hiemit den gnädigsten Auftrag dem Burger Christian Fridrich Müller dahier eine gründliche Vorstellung von der wenig günstigen Aussicht, die ihm die Errichtung einer Buchhandlung dahier für seinen künftigen LebensUnterhalt nach allen Erwägungen bevorstehen müße, zu machen; wollen aber, wenn diese Vorstellungen keinen Eingang bey ihm finden und er also deßen ungeachtet auf seinem Sinn bleiben sollte, ihm sodann die Errichtung einer Buchhandlung verstattet wissen.*²⁸

Dieses Schreiben gilt seither als Geburtsurkunde des heute in Heidelberg ansässigen Verlags C. F. Müller. Sein Begründer hatte aber noch gegen ganz andere Widerstände anzukämpfen. Als er gegen Ende des Jahres 1798 seiner Familie und dem Karlsruher Oberamt eröffnete, daß er sich mit einer armen Pfarrerstochter, die noch dazu Gedichte schrieb, zu verehelichen gedachte, rief er eine neue Front von Widersachern auf den Plan. Die damals nötige behördliche Genehmigung zu einer Heirat drohte an dem als zu gering angesehenen Vermögen der Braut zu scheitern. Sowohl die Stadt als auch das Familienoberhaupt, der ältere Bruder und Advokat Johann Carl Müller (1766 - 1834) erhoben Einwände. Bei der Gelegenheit sahen Christian Friedrich Müllers alte Neider erneut die Möglichkeit, ihn wegen geschäftlicher Unregelmäßigkeiten anzuschwärzen. Aber er war ja im Kleinkrieg mit markgräflichen Beamten geübt und schrieb eine geharnischte Eingabe um die andere. Schließlich wandte er sich auch mehrfach

an den Landesherrn, dem er am 22. Dezember 1798 unter vielen anderen, eher privaten Dingen, anvertraute:

Der eigentliche Grund aber warum ein Hochlöbliches Oberamt dahier mir solche Schwierigkeiten beifügt ist das Wider meine Verbindung seyn meines Bruders des Advokats Müller dahier, der mir nach meiner Behauptung daß er, Advokat Müller, mir nichts gegen meine Verbindung mit Wilhelmine Maisch einwenden könne, wenn sie schon keine 10 000 Gulden im Vermögen hätte - so reich sollte nach seinem Willen meine künftige Frau seyn - erklärte, daß er gegen meine Verbindung nichts finden könne, daß er mir aber zeigen wolle, wie weit seine Hand reiche. [...].

Ich bin gewohnt jeden meine Meinung so zu sagen wie ich denke, konnte folglich das beispiellose Verfahren meines Bruders des Advokats Müller, einer Hochfürstlichen Durchlaucht nicht verschweigen.²⁹

Ob sie von den Schwierigkeiten gewußt hat, in die Wilhelmines Leidenschaft ihren Bräutigam gestürzt hat, ist nicht überliefert. Jedenfalls hat dieses einschneidende Ereignis die Dichterin zu ungewohnt schwärmerischen Versen „An den Geliebten. Im November 1798“ veranlaßt, die ein Jahr später den interessierten Zeitgenossen, wenn auch anonym, unter dem Titel „An den Verlobten“ in Cottas Zeitschrift „Flora“ bekannt gemacht wurden.

*O, Müller! wenn die Gottheit Liebe,
Die uns so froh, so selig macht,
Die süße reine heil'ge Triebe
In unserm Herzen angefacht -
Wenn sie nun bald am Trau-Altar
Ihr Band um unsre Hände schlinget,
Wenn unsrer Freunde frohe Schar
Dem schönsten Bunde Lieder singet,
[...]*

*O Müller! Müller freue Dich!
Dann blühn uns Paradieses Tage -
[...]*

*Dann wekt der Sonne goldnes Licht
In Deinem Arm mich jeden Morgen
Wir küssen uns! Du eilst zur Pflicht,
Ich meine Küche zu besorgen,
Und ist gethan, dann singe ich
Zum Harfenspiel, indeß den Fingern
Dein Strumpf entwächst, nicht Weltbezwingern;
Kein Cäsar und kein Friederich,
Nicht Todtengräber! Bergruinen,
Kein Wunsch nach Tod und Grab und Ruh,
Mein künftiger Gesang bist Du!*

*Nur Dir wird Minnas Muse dienen
Von Melpomenens düstern Mienen
Eil' ich Eratos Lächeln zu!*

Die Wendung von der Muse der tragischen Dichtung zur Muse der Liebespoesie fand ihren weltlichen Ausdruck in der Heirat in Adelshofen am 1. Januar 1799. Der Einfluß des Bruders hatte wirklich dazu geführt, daß die Karlsruher Behörden einen Grund fanden, die Ausstellung einer Heiratsurkunde für das Paar zu verweigern. Sie durften sich in Karlsruhe nicht trauen lassen, weil man nach Vorlage von Christian Friedrich Müllers Taufschein zu dem Beschluß kam, daß „demselben an dem gesetzlichen Heirathsalter 2 Jahre und 2 ½ Monath fehlen.“ Warum es in Adelshofen so schnell und problemlos zur Hochzeit kommen konnte, ist wohl nicht mehr aufzuklären. Wilhelmine dürfte es auf jeden Fall beglückt haben, und in einem „Lied am Geburtstag meines Gatten. Den 10ten März 1799“ jubilierte sie noch hochgestimmt, wenn auch nach heutigem Geschmack reichlich geschraubt:

*Singt der frohen Gattin Wonne
In der Flöte sanften Ton!
Heut gebahr die Morgensonne
Ihres Lebens schönsten Lohn;
Den ihr Gott zum Glück erkohr
Blickte heut zum Licht empor.*

Auch überschätzte sie in ihrem Höhenflug die Wirkung ihrer Poesie, wenn sie Christian Friedrich Müller einen schönen Trost mit auf den Weg gab („An den Geliebten“):

*Sinken Gatten eitler Schönen
Zur Vergessenheit hinab -
Fallen einst der Nachwelt Thränen
Auf Dein eingesunknes Grab;
Denn durch meiner Lieder Macht
Wird im Segen Dein gedacht.*

Ihre weiteren Lebensumstände gestalteten sich nicht so glücklich, wie Wilhelmine Müller sie sich in den ersten Monaten ihrer Ehe ausgemalt haben mag. So durchzieht bald wieder der bekannte elegische Grundton ihre Gedichte. In die zweite Auflage ihrer gesammelten Gedichte³⁰, die ihren freudigen Gesang „An den Geliebten“ nicht mehr enthielt, nahm sie einen Beitrag auf, der erkennen läßt, daß sie wohl Gründe hatte, mit ihrem Schicksal zu hadern: „Empfindungen am Grabe meines Erstgebohrnen. Bei meinem Wegzug von Carlsruhe nach Pforzheim. Im July 1800.“ Das erste Kind der Müllers, auf den Namen Wilhelm Friedrich getauft, war am 10. Juli 1800 zur Welt gekommen und lebte nur eine Woche lang. Zunächst war das Glück der Mutter groß gewesen:

*Wiegen-Lieder, Mutter-Tändeleien,
Sanft und schön, wie sie Jacobi sang,
Will ich meinem süßen Knaben weihen,
Schlummern soll er unter Saitenklang.*

Indem sie sich auf Johann Georg Jacobi (1740 - 1814) bezog, brachte sie einen Kollegen ins Spiel. Der in Freiburg lebende anakreontische Lyriker war, wie sie selbst, Herausgeber eines jener zahllosen „Taschenbücher“, die damals in Mode waren. Doch zurück zu dem dramatischen Geschehen in der Ehe der Familie Müller. Der Tod ihres Kindes veranlaßte Wilhelmine, eine Anklage an den ihr sonst so vertrauten himmlischen Vater zu formulieren:

*Herr verzeih! ich kann Dich jetzt nicht fassen,
Deine Macht ließ meinen Sohn erblassen,
Mit ihm meine Seligkeit, mein Glück. -
[...]
Wirst du den Verlohrnen wiedergeben,
Wird mein Wilhelm mir entgegen schweben,
Wenn der Tod auch mir das Herz zerbricht?*

Vielleicht der kriegerischen Ereignisse wegen und wahrscheinlich auf Grund der schlechten wirtschaftlichen Lage, womöglich auch, weil er des Kämpfens gegen Behörden und Familie müde war, verlegte Christian Friedrich Müller sein Geschäft im Juli 1800 nach Pforzheim.³¹ Dort konnte er Druck und Verlag der seit 1794 erschienenen „Pforzheimer wöchentlichen Nachrichten“ übernehmen. Damit waren zwar keine Reichtümer zu gewinnen, aber es ließen sich kontinuierliche Arbeiten für seine im Dezember 1799 angekaufte Druckerpresse erwarten. In den Jahren zuvor wurde die Zeitung in Karlsruhe bei Macklot gedruckt, wobei das montags abgeschlossene Manuskript oft erst freitags als fertige Zeitung bei den rund 400 Abonnenten ankam. Carl Friedrich Macklot wehrte sich gegen diese Entwicklung, wie gewohnt, mit allen Mitteln, und gefährdete auch wirklich den weiteren Fortgang der Geschäfte. Viele Schriftsätze wurden nötig; eine Behörde nach der anderen schaltete sich ein. In dieser Situation wandten sich Christian Friedrich und Wilhelmine Müller am 9. März 1802 - in separaten Briefen - direkt an ihren Landesherrn. Dem geschäftlichen Schreiben des Verlegers gesellte sich ein Bittbrief der bei Hofe bekannten Dichterin bei:

*Durchlauchtigster Marggraf,
Gnädigster Fürst und Herr!*

*Mit kindlichem Vertrauen wage ich jezt eine unterthänige Bitte an Euer
Hochfürstliche Durchlaucht!*

*Die unterthänige dringende Bitte: Höchstdieselbe möchten den Druk des hiesigen
Wochenblatts welches neulich von Maklots Hofbuchhandlung in Karlsruhe in
einer Schrift an die Hochfürstlich Marggräfllich Badische Regierung angefochten
wurde, in seiner bisherigen Gestalt, die einzige gewiße NahrungsQuelle meines
Hauses gnädigst erlauben und sichern! Auch zu beßerm Fortkommen meiner*

Familie für unsre Buchdruckerey einen kleinen Theil der herrschaftlichen Drukarbeiten gnädigst angedeihen zu lassen! - Ich hege die freudigste zuverlässigste Hoffnung Euer Hochfürstliche Durchlaucht werden diese meine Bitte gerne gewähren, [...] weil ich mich nun versichert habe: daß Gerechtigkeitsliebe und Güte gegen alle, Hauptzüge im Carakter Euer Hochfürstlichen Durchlaucht sind; Weil ich mit Wahrheit sagen kann, daß mein Gatte einer der redlichsten treuesten Bürger Badens ist; und, weil ich mir schmeichle, daß auch ich ein Kind Euer Hochfürstlichen Durchlaucht, und Keines der Unwürdigen bin [...]. - Darum wage ich diese unterthänige Bitte mit der innigsten zutrauensvollsten Zuversicht ihrer baldigen vollkommenen Gewährung.³²

Ob derlei mit zahlreichen Schmeicheleien garnierte Eingaben je etwas bewirkt haben, ist schwer zu beurteilen. Jedenfalls wurden sie bei Hofe in untergeordneten Instanzen wahrgenommen, wenn auch nicht immer sogleich zur Entscheidung angetragen. So erschien das Blatt erst einmal weiter, bis sich das Oberamt Pforzheim nach Monaten zu einer moderaten Zustimmung durchringen konnte. Damit war das Auskommen der Müllers für die nächsten drei Jahre gesichert.



Kupferstich aus Taschenbuch für edle Frauen und Mädchen Jahrgang 1807 (Vorlage: Rainer Fürst)

Auf der Durchreise von Karlsruhe nach Stuttgart machte der Straßburger Student Daniel Ehrenfried Stöber (1779 - 1835) im April 1801 in Pforzheim Station. Was er dort im einzelnen unternommen hat, ist nicht überliefert. Er war schon als Gymnasiast mit lyrischen und dramatischen Versuchen hervorgetreten und suchte die Bekanntschaft mit anderen Musen-söhnen und -töchtern. Auf dem Weg nach Erlangen, wo er sein Studium fortsetzen wollte, ließ er dazu keine Gelegenheit aus. Und so ist es nicht verwunderlich, daß er nicht den besuchten Städten, sondern den in ihnen lebenden Persönlichkeiten, die ihn empfangen, sein Hauptaugenmerk zuwendete. Seinem Tagebuch vertraute er an:

Das Anziehendste in Pforzheim war für mich die Bekanntschaft der schätzbaren Dichterin Wilhelmine Müller, geb. Maisch. Ich war so glücklich, nicht nur ihre Bekanntschaft, sondern selbst die Versicherung ihres ausgezeichneten Wohlwollens zu erwerben. Ich brachte einige Stunden in ihrem bescheidenen Häuschen und ihrem daranstoßenden kleinen Garten zu. Mad. Müller mag nahe bei dreißig Jahre alt sein, sie ist bei weitem nicht, was man schön nennt; allein was alle Allabasterhäutchen und Rosenwangen der Welt aufwiegt, sie besitzt, was Campe die Schönheit der guten und verständigen Leute nennt, in hohem Grade. Ihr Profil ist sehr sprechend und in ihrem großen offenen Auge wird selbst dem ungeübtesten Beobachter ein gewisser wahrhaft überirdischer Zug nicht entgehen, der die Sängerin unsterblicher Lieder verkündet. Madame Müller ist die Tochter eines siebenbürgischen Landpfarrers. Ihrem Vater wurden verschiedene Zöglinge anvertraut, die er in den Elementarkenntnissen unterrichtete, Wilhelmine, die gewöhnlich bei diesen Lehrstunden gegenwärtig war; äußerte schon als kleines Mädchen die unbegränztste Wißbegierde. Etwa in ihrem zehnten Jahre erlernte sie für sich mit Leidenschaft die lateinische Sprache und obgleich ihr Vater, der ungern an seiner Tochter diesen Hang zu den Studien bemerkte, ihr oft wochenlang alle Bücher verschloß, so fand doch ihr unerkaltem Eifer immer Mittel sich neue Unterrichtsquellen zu öffnen. In reifern Jahren fanden sich einige Gönner, welche sie in den Stand setzten, Reisen zu machen. Ihr längster Aufenthalt war zu Wien, wo sie in dem auserlesenen Zirkel von Blumauer, Alxinger, von Rezer u. s. w. lebte. Seit wenigen Jahren ist sie mit Buchhändler Müller in Pforzheim verheirathet. Ihre ökonomischen Umstände scheinen nichts weniger als glänzend zu sein. Die Tendenz ihrer Gedichte ist elegisch, was wahrscheinlich in den zahlreichen Leiden, worin dieses edle Weib geprüft wurde, seinen Grund hat. Stärke der Empfindung, Zwanglosigkeit der Verse und Wahrheit der Bilder sind Verdienste, die ihren Gedichten nur einige verächtliche Neider absprechen. Ihre Ode an den Erzherzog Karl, ihre Todtengräber-Elegie und ihr Friedensgesang in ihrem Taschenbuche auf das Jahr 1801 verdienen vorzüglich ausgezeichnet zu werden. Haug schrieb vor einigen Jahren folgende Zeilen in ihr Stammbuch:

*„Ja, Herzensgüte spricht
Aus deinen sanften Zügen
Und diese täuschen nicht.
Dein edelstes Vergnügen
Ist, deiner Mädchenpflicht
Streng, rastlos zu genügen.
Du bis uns wert und lieb,
Und, Freundin, was ich schrieb
Sind keine Stammbuchlügen.“*

Wilhelmine Müller entließ ihren Gast offenbar mit einigen Empfehlungsschreiben, u. a. an ihre Freunde Haug und Neuffer in Stuttgart. In seinen Aufzeichnungen hielt Stöber die Eindrücke, die er in dieser Stadt empfang, ebenfalls fest und berichtete über ihre Literaten. Hier zwei kurze Auszüge:

Stuttgart vereinigt eine Reihe der interessantesten Männer, von denen mehr als ausgezeichnete Künstler oder Schriftsteller bekannt sind. [...] Haug, an den ich von Mad. Müller adressirt war, ist ganz, was seine Gedichte ankündigen, der lebhaft muntere Gesellschafter [...].

Neuffer ist Diakonus am Waisenhause [...]. Seine kürzlich erschienene ‚Herbstfeier‘, ein beschreibendes Gedicht in Hexametern [...] sichert ihm, wenn auch nicht unter den deutschen Classikern, doch unter den Dichtern zweiten Rangs eine ehrenvolle Stelle.³³

Der Epigrammatiker Johann Christoph Friedrich Haug (1761 - 1829) war nicht nur ein Kommilitone und Freund Friedrich Schillers, er war auch ein alter Bekannter von Wilhelmine Müller, an deren „Taschenbuch für edle Weiber und Mädchen“ er mit einigen Beiträgen beteiligt war.

Wilhelmines Gedichte spiegelten weiterhin das Auf und Ab ihres beschwerlichen Lebens wider. Anfang Januar 1802 konnte sie ein heiteres „Wiegenlied im Winter“ singen, das sie in die zweite Auflage ihrer gesammelten Gedichte aufnahm. „Nach der einschläfernden Melodie: Eya Popeya &c.“ wünschte sie ihrem „Fritzchen“ darin einen sanften „Schlummer der Unschuld“. Das zweite Kind, Friedrich Theodor Wilhelm, war am 30. September 1801 zur Welt gekommen, sollte jedoch schon am 19. Januar des nächsten Jahres „an Auszehrung“ sterben.³⁴ Das Unglück verließ die Müllers nicht, und so mußten die „Pforzheimer wöchentlichen Nachrichten“ vom 6. April 1803 unter den amtlich angezeigten Geburten melden: „Den 26. [März]. Todtgeb[oren] ein Mägdlein, V[ater] Christian Fr. Müller, Buchhändler.“

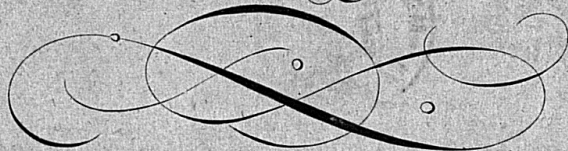
In dem „Taschenbuch auf das Jahr 1805 für edle Weiber und Mädchen“ vernahm man eine weitere „Klage. Nach der Melodie: ‚Du ringst o Mensch vergebens &c.‘ Im Sept. 1803“: „Des langen Leidens müde, / Sehnt sich mein Herz nach Ruh; / Und strebt dir, süßer Friede, / Im stillen Grabe zu.“ In einer Fußnote erfuhren die interessierten Leserinnen und Leser: „Die Verfasserin hatte im Frühjahr 1803. das Unglück, einen Fuß zu brechen, wozu sich Glieder-Gicht gesellte, worauf die drey nach einander folgenden Gedichte Bezug haben.“ In diesen Zeilen beschwor sie wieder ihren „Schutzgeist Religion“: „Du flößest selbst bei Plagen / Geduld und Hoffnung ein“, und „des Friedhofs ewiges Asyl“ erschien ihr als einzige Hoffnung: „Doch nur mit langem Leben / Verschone Schicksal mich.“

Dennoch brachte das Jahr 1803 spürbare Verbesserungen, zumindest im Bereich der wirtschaftlichen Absicherung von Familie und Betrieb. Dem Buchdrucker Müller wurde eröffnet, daß er mit herrschaftlichen Druckaufträgen rechnen könne, falls er bereit wäre, wieder nach Karlsruhe zurückzukehren. Er zögerte nicht lange, etablierte sich wieder in seiner alten Wohnung, und schon bald kam bei ihm das „Provinzial-Blatt der Badischen Markgrafschaft“ heraus. Am 14. Oktober 1803 wurde ihm das Prädikat eines „Hofbuchdruckers“ verliehen. Im folgenden Jahr verkaufte er die Pforzheimer Druckerei und das Verlagsrecht am Wochenblatt für 1500 Gulden an den dort ansässigen Buchbinder Carl Michael Katz. In Karlsruhe waren nun zwei Pressen in Betrieb, zusätzlich wurde eine Kupferdruckerei errichtet.

GEDICHTE

von

Wilhelmine Müller
geb. Haack.



Zweite umgearbeitete Auflage.

Karlsruhe
in der Müllerischen Buchhandlung.
Leipzig
in Kommission bei Jacobäer.
(1806)

Titelblatt der „Gedichte“ von Wilhelmine Müller. Zweite umgearbeitete Auflage. Karlsruhe in der Müllerischen Buchhandlung 1806 (Vorlage: Rainer Fürst)

Der mit dem politischen und wirtschaftlichen Aufschwung Badens verbundenen erweiterten Geschäftstätigkeit ihres Gatten stand Wilhelmine Müller wohl schon gleichgültig gegenüber. In einem manierten Gesang „An mein Schicksal. Im März 1804“ war nur noch die Rede von Ergebung und Geduld, mit denen sie ihre Plagen bis zum Ende zu ertragen gewillt war.

*Ich nehme meine Krücke
Aus der Ergebung Hand -
Mit kaltem Gleichmuth blicke
Ich auf dies Unglücks-Pfand
Und seh' mit Ruh die Andern
An der Gesundheit Arm
Zu Spiel und Freuden wandern,
Mich trübt kein solcher Schwarm.*

Nur einmal noch ist in einem Gedicht aus dem „Taschenbuch“-Jahrgang 1806, das sie - wie das zuvor zitierte - der zweiten Auflage ihrer Sammlung beifügte, das Aufkeimen einer neuen Hoffnung deutlich zu spüren. Schon im Jahr 1805 war Christian Friedrich Müller in der Lage, einen Bauplatz in der alten Herrengasse zu erwerben. Ganz in der Nähe, östlich davon, sollte 1808 bis 1814 die katholische Stadtkirche St. Stephan nach Plänen Friedrich Weinbrenners (1766 - 1826), des größten Karlsruher Baumeisters, entstehen. Das zweigeschossige Haus, in das die Müllers einzuziehen gedachten, kann noch gar nicht fertig gewesen sein, als es das von positiven Stimmungen inspirierte Gedicht „Mein neues Leben. Im May 1805“ in seiner zukünftigen Hausfrau wachrief.

*[...]
Wie Freundlichkeit aus allen seinen Zimmern
Von allen Wänden zu mir spricht!
Wie golden seine hohen Fenster schimmern
In Titans abendlichem Licht! -*

*[...]
Der ganze Ost liegt da vor diesen Blicken -*

*[...]
O sieh! wie durch die nahe Pappelweide
Zur Rechten hold ein Dörfchen winkt!
Wie links des Schlosses liebliches Gebäude
Dem Kunstgefühl entgegen blinkt!*

*[...]
Am Abend treibt der Mücken lautes Tosen,
Mich in mein trautes Gärtchen hin -
Hier - Wonne! kann ich mir nun eigne Rosen,
Kann Veil' und Nelken jetzt erziehn!*

*[...]
Ein süßer Traum schwebt auf mein Wesen nieder
Das schon dem Schlaf entgegen sank.*

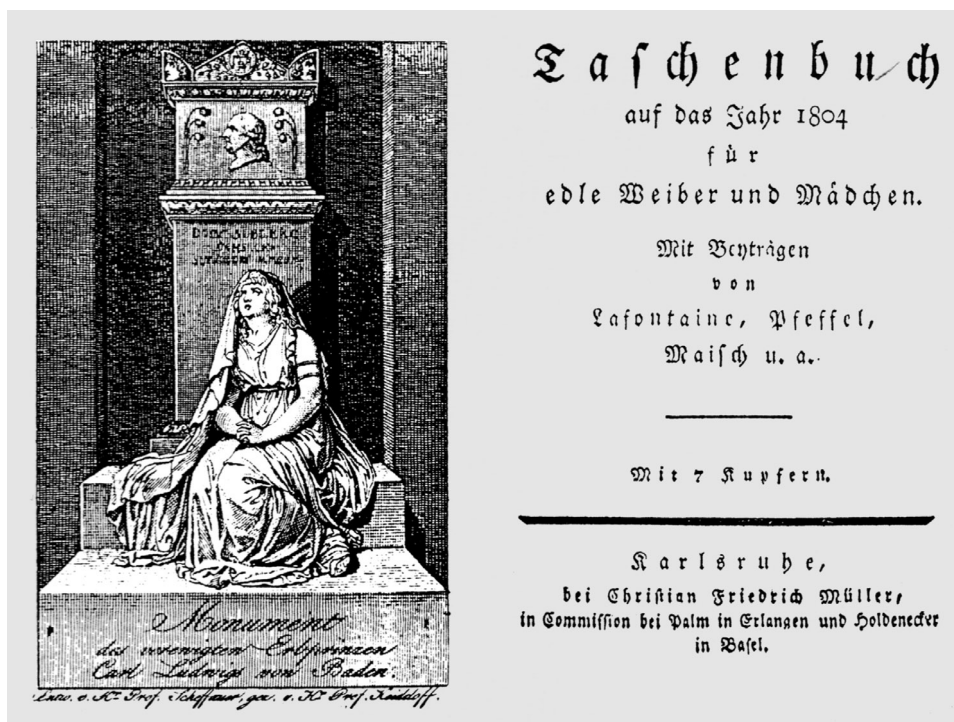
Die topographischen Angaben in diesem Gedicht sind für die Karlsruher ohne weiteres nachvollziehbar, und auch die Erwähnung der Mücken kann sie nicht vor Rätsel stellen, außer daß sie dort Schnaken genannt werden und noch heute in der Region ihr Unwesen treiben. Die Gesundheit der Verfasserin scheint indes nie wieder richtig hergestellt worden zu sein, so daß sie sich nicht lange der Freude am eigenen Hause, das 1806 bezogen wurde, hingeben konnte. Das „Provinzial-Blatt der Badischen Markgrafschaft“ vom 16. Dezember 1807 meldete unter den Gestorbenen dieses Monats: „Den 12. Frau Wilhelmine Auguste, geb. Maisch, Ehegattin Herrn Christian Friedrich Müllers, Hofbuchdruckers dahier, alt 40 Jahre, 3 Monate und 14 Tage, starb an einem Nervenfieber.“ In den anschließenden Zeilen veröffentlichte der Verleger des Blattes eine schroff formulierte, seine Bitterkeit ausdrückende „TodesAnzeige“:

Dem Allgütigen hat es gefallen, meine liebe Gattin, die gebohrne Wilhelmine Maisch, gestern Nacht um drei Viertel auf 11 Uhr in ein besseres Leben zur Ruhe zu berufen. Von der gütigen Theilnahme dieses Verlustes meiner verehrtesten Gönner, Freunde und Anverwandten überzeugt, verbitte ich mir alle Beileidsbezeugungen, und empfehle mich in Dero fernere Wohlgelegenheit und Freundschaft.

Karlsruhe den 13. Dec. 1807.

C. F. Müller,

Hofbuchdrucker und Buchhändler



Titelkupfer von 1804 (Vorlage: Rainer Fürst)

Fast drei Jahrzehnte nach ihrem Ableben glaubte man zu wissen, ihre Ehe hätte zu ihrem Kummer und zu ihrer Melancholie beigetragen: „[...] dieser Bund war nicht glücklich, da Verschiedenheit der Ansichten, ihr vielleicht zu sehr verfeinertes Gefühl und ihre immer zunehmende Kränklichkeit sie verstimmt, und sie abhielten, die Pflichten der Hausfrau, die ihr Gatte mit Strenge von ihr forderte, zu erfüllen. [...] Im Jahr 1806 begab sie sich nach Wien zu einer ihrer Schwestern, doch weder die Veränderung der Luft, die man für wohltuend hielt, noch die größere Sorglosigkeit konnte den schwachen Funken in ihrem Innern, der sich zum Verlöschen neigte, wieder anfachen.“³⁵ Die letztere Behauptung mag zutreffen, die erstere gehört ins Reich der Fabel. Durch eindeutige Quellen belegbar sind beide nicht. Mit ihrem Tod war das zarte Flämmchen literarischer Aufmerksamkeit für Wilhelmine Müller geb. Maisch unter ihren Zeitgenossen bereits erloschen.

1 Gekürzter, überarbeiteter und ergänzter Auszug der limitierten Ausgabe von: Rainer Fürst, „Für edle Weiber und Mädchen“, Wilhelmine Müller geb. Maisch, Verfasserin und Förderin der Almanachliteratur um 1800, Karlsruhe 1995. (Publikationen zur Verlagsgeschichte C. F. Müller. 7)

2 Vgl. als jüngsten Beitrag zu Leben, Werk und Wirkung: Rainer Fürst, Müller, Wilhelmine Augusta, geb. Maisch, in: Killy Literaturlexikon, Bd. 8, Berlin, New York 2010, S. 411 – 412.

3 Das abgedruckte Subskribentenverzeichnis ist reichlich unübersichtlich, aber dieselbe geschätzte Anzahl wird auch angegeben in: Adolf Beck, Wilhelmine Maisch. Eine Dichterin im Freundeskreis des jungen Hölderlin. Mit unbekannten Briefen von ihr, in: Schwäbische Heimat 1966, S. 1 - 7, hier S. 1

4 Schon 1843 wußte man nur noch zwei Kalender aufzuzählen, nämlich die für 1802 und 1806 (Universal-Lexikon vom Großherzogthum Baden, Karlsruhe 1843, Sp. 795); 1994 kam man in einer Fußnote immerhin auf die drei Jahrgänge 1805 - 1807 (Gerhard Schwinge, Jung-Stilling als Erbauungsschriftsteller der Erweckung, Göttingen 1994, S. 271); Heinsius' Allgemeines Bücher-Lexikon, Bd. 4, 1813, Sp. 25, zeigt die ersten sechs Bände zusammen an, kennt aber auch bibliographisch genau den Jahrgang 1801 (Sp. 20) und ohne Jahresangabe den von 1807 (Sp. 17); erst Kayzers Vollständiges Bücher-Lexicon, Th. 5, 1835, S. 401, weist summarisch alle sieben Jahrgänge nach, jedoch ohne an dieser Stelle die Titeländerungen mitzuteilen; ähnlich: Johann Samuel Ersch, Literatur der schönen Künste, Neue Ausgabe, 1840, Sp. 151, und Enslin / Engelmann, Bibliothek der schönen Wissenschaften, Zweite Auflage, 1837, S. 432.

5 So zitiert bei August Sauer in der Vorbemerkung zu seiner Sammlung Die deutschen Säkulardichtungen an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts, 1901, S. XI, unter den Werken, die er schon damals nicht hat auffinden können.

6 Die Herkunft aus einem evangelischen Pfarrhaus in ihrer Bedeutung für die deutsche Geistesgeschichte ist Gegenstand der Untersuchung von Cindy K. Renker, Die Bildung von Pfarrerstöchtern im 18. Jahrhundert. Untersuchungen zu Leben und Werk auf prosopographischer Grundlage, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur, 35 (2010), S. 143 - 176; hier ist Wilhelmine eine von 31 Probandinnen mit einer nicht ganz korrekten kurzen Biobibliographie auf S. 170, auch hier fehlen wieder zwei Jahrgänge ihres „Taschenbuchs“.

7 Beck, ebenda.

8 Carlesso Verlag 2009; die Deutsche Nationalbibliothek meldet: „Titel noch nicht vorhanden (Vorankündigung)“.

9 Die Gedichte werden, wenn nicht anders angegeben, nach der ersten Auflage der Sammlung zitiert: Gedichte von Wilhelmine Müller gebohrne Maisch. Carlsruhe, bei Christian Friedrich Müller, 1800.

10 Peter Härtling, Hölderlin. Ein Roman, Darmstadt und Neuwied 1976, S. 263 ff.

11 aus ihrem Gedicht „Auf dem Gallizin-Berg bey Wien. Im Iuly 1796“. In mancherlei Hinsicht, gerade in Bezug auf die Reflektion widriger Lebensumstände und die Flucht in die Poesie, ist eine Geistesverwandtschaft mit der gleichaltrigen, aus Stralsund gebürtigen Dichterin Elise Sommer

- geb. Brandenburg festzustellen, der auch schon mal eine aus der athenischen Königstochter Philomela verwandelte Nachtigall die Naturempfindungen versüßt hat: „[...] / Daß mir im Tempel der Natur / Auf bunter Au, in grüner Flur, / Wo Lerch' und Filomele schallt, / Entzückung durch die Seele wallt, [...]“; Elise Sommer, Danklied, in: dies., *Poetische Versuche*, Marburg 1806, S. 25 – 28.
- 12 Friedrich Hölderlin, *Sämtliche Werke*. „Frankfurter Ausgabe“, hrsg. von D. E. Sattler, Bd. 19, Frankfurt am Main, Basel, 2007, S. 150 f.
- 13 ebenda, S. 152.
- 14 Susette Gontard, *The recalcitrant art. Diotima's letters to Hölderlin and related missives*, edited and translated by Douglas F. Kenney and Sabine Menner-Bettscheid, Albany, N.Y. 2000. In einem furiosen und ungewöhnlich witzigen Kommentar zur „Translator's Introduction“ ihres Mitherausgebers ereifert sich Menner-Bettscheid (S. 7): „Perhaps you don't know of Wilhelmine Maisch? The documents are slim, I know, but they show that the two poets were tender toward and intimate with each other. She was an independent spirit, and her independent spirit cultivated an independent body: she kissed him whenever and wherever she liked. Perhaps for the first time in his life [...] he was able to touch a woman and allow her to touch him [...]. You choose to be ignorant of her. Why? Is it the fact that she too was a poet? That she was beautiful and uninhibited is threatening enough, I know, but that she could also write! Confounds your categories, doesn't she?“ Hier wird darauf rekuriert, daß Wilhelmine schon zu ihren Lebzeiten die Begriffe männlicher Literaturkritik durcheinander gebracht hatte, wie an zahlreichen zeitgenössischen Einlassungen gezeigt werden kann.
- 15 vgl. u. a.: Karl-Heinz Dähn, Neipperg, in: Brackenheim. Heimatbuch der Stadt Brackenheim und ihrer Stadtteile, hrsg. von der Stadtverwaltung Brackenheim aus Anlaß der 700-Jahr-Feier 1980, Brackenheim 1980, S. 419 - 456, hier S. 447; August Holder, Wilhelmine Müller, geborene Maisch aus Neipperg, zum 100. Jahrestag ihres frühzeitigen Abscheidens (12. Dezember 1807), in: Vierteljahrshefte des Zabergäu-Vereins, Jg. 8, Brackenheim 1907, S. 83 f.; (anonym), Wilhelmine Müller, geborene Maisch aus Neipperg, eine vergessene Dichterin (1767 - 1807), in: Mitteilungen des Zabergäu-Vereins, Jg. 2, Brackenheim 1901, Sp. 81 – 86.
- 16 Die in der ersten Sammlung der Gedichte nachträglich vorgenommenen Datierungen scheinen nicht immer zutreffend zu sein, denn Leopold Joseph Nepomuk Graf von Neipperg starb am 5. Januar 1792. Ob er sich sehr um sein Ländchen hat kümmern können, steht dahin, denn er war schon als Zwanzigjähriger Reichshofrat in Wien, fünf Jahre lang kaiserlicher Gesandter in Neapel und später auf verschiedenen diplomatischen Posten im Reich tätig. Bemerkenswert bleibt seine heute vergessene Erfindung einer ersten, aber wahrscheinlich wenig praktikablen mechanischen Kopiermaschine für amtliche Schreiben. Er hat sie selber umständlich erläutert und in exakten Zeichnungen vorgestellt in einer 1764 auf deutsch und französisch abgefaßten Druckschrift. - Vgl. *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 19, 1999, S. 49.
- 17 vgl. Baden-Württembergisches Pfarrerbuch, Bd. 1, Kraichgau-Odenwald, T. 2, Karlsruhe 1988, S. 546 und 279.
- 18 Vgl. den Artikel „Müller, Wilhelmine Auguste, geb. Maisch“, in: *Universal-Lexikon vom Großherzogthum Baden*, Karlsruhe 1843, Sp. 795.
- 19 Karlheinz Englert, Roigheim damals und heute, Roigheim 1994, S. 148; hier werden allerdings seine Vornamen mit Karl Ludwig Friedrich angegeben.
- 20 Folgende selbständig erscheinende Druckschriften sind unter seinem Namen veröffentlicht worden: Kaspar, oder das Diarium der Dorfschenke von Grillenhain. [Auf einem zweiten Titelblatt:] Wilhelm Sury. Geschichte eines Unglücklichen. Leipzig und Pforzheim, Chr. Fr. Müller, 1801. - Die Veste Württemberg. Poetisches Gemälde. Stuttgart, gedruckt bei den Königl. Hof- und Kanzlei-Buchdruckern Gebrüdern Mäntler. Im Mai 1812. - Angenehme Orthographische Diktir-Uebungen zur Erleichterung für Lehrer und Lernende in neuen gereimten Fabeln und moralischen Erzählungen. Ulm, 1822. In der J. Ebnerschen Buchhandlung. - Angenehme orthographische Diktir-Uebungen zur Erleichterung für Lehrer und Lernende, in neuen gereimten Fabeln und moralischen Erzählungen. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Heilbronn: Carl Drechsler. 1825. - Mein Krankenbette mit seinen Körper- und Seelenleiden und meinen Gedanken über Schicksal, (Fatum) Vorsehung, Jenseits und die freundlichen Seiten des Todes, oder Früchte durchwachter Nächte am Rande der Ewigkeit. Hall, in Commission bey David Ludwig Schwend. 1832.
- 21 So nennt ihn Neuffer, und so erlebte ihn Schiller, vgl. Georg Kurscheidt, Ein Brief Schillers an einen unbekannten Adressaten aus dem Jahr 1794, in: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft*, Jg. 51 (2007), S. 17 - 23, hier S. 20.

- 22 Das Gedicht wurde von einem unbekannten Komponisten vertont - wohl kurz nach 1800 - und als lithographischer Druck, nicht ganz wortgetreu, in Holland verlegt, allerdings unter einem anderen Titel: „Freymäurerlied mit Begleitung des Piano Forte. Text von Wilh: Müller gebohrne Maisch. Amsterdam bey H. C. Steup Kalverstraat 171“; das einzig bekannte Exemplar ist im Besitz der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe, Signatur: Don Mus Dr 3267.
- 23 Die letzten vier Zeilen reimen sich allerdings allenfalls im schwäbischen Dialekt, ein Befund, den man aber auch gelegentlich bei Schiller feststellen kann. In der zweiten Auflage lauten vierte und fünfte Zeile sprachbereinigt: Sich dem Vaterland allein zu weihen / Ihm mit Wonne Kraft und Leben leihen.
- 24 vgl. Rainer Fürst, Müller, Christian Friedrich, in: Neue deutsche Biographie, Bd. 18, 1997, S. 349 - 350; ders., Christian Friedrich Müller (1776 - 1821). Ein Lebensbild, in: Code Napoléon - Badisches Landrecht, Wegbereiter deutscher Rechtsgeschichte, Ausstellung anlässlich des 200. Jahrestages der Gründung des Verlages C. F. Müller 1797 in der Badischen Landesbibliothek, 1997, S. 42 - 61
- 25 Stadtarchiv Karlsruhe: 2 / R 134, Bürgermeisterrechnung 1769 / 1797.
- 26 vgl. Rainer Fürst, Die Karlsruher Drucker und Verleger von Johann Peter Hebel und C. F. Müller als der Hebel-Verlag, Karlsruhe 1990, S. 8 - 15; ders., Macklot, in: Lexikon des gesamten Buchwesens, 2., völlig neu bearbeitete Auflage, Bd. 5, 1999, S. 8.
- 27 vgl. Bernd Breitenbruch, Der Karlsruher Buchhändler Christian Gottlieb Schmieder und der Nachdruck in Südwestdeutschland im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts, in: Börsenblatt für den deutschen Buchhandel. Frankfurter Ausgabe, Jg. 23, Frankfurt 1967, S. 3002 - 3046; und in: Archiv für Geschichte des Buchwesens, Jg. 9, München 1967/69, Sp. 643 - 732.
- 28 Eine Kopie dieser Anweisung ist als Faksimile der Festschrift zum hundertjährigen Firmenjubiläum von C. F. Müller beigegeben worden: [Max Müller], Geschichte der Chr. Fr. Müllerschen Hofbuchhandlung in Karlsruhe, 1797 - 1897, Karlsruhe 1897, Anhang [6].
- 29 Generallandesarchiv Karlsruhe, Abteilung 206 / Faszikel 705.
- 30 Gedichte von Wilhelmine Müller geb: Maisch. Zweite umgearbeitete Auflage. Karlsruhe in der Müllerischen Buchhandlung. Leipzig in Kommission bei Jacobäer. (1806)
- 31 Offiziell läßt er allerdings nur das Ökonomische gelten: „Pforzheim. Meinen Freunden und Bekannten, so wie dem geehrten Publikum, zeige ich hiermit an, daß ich seit dem 1ten August meine Buchhandlung und Buchdruckerey von Carlsruhe hieher verlegt und mich fürnämlich hier etablirt habe. Das für meine Geschäfte günstigere Lokale hiesiger Stadt war einzig und allein der Beweggrund meines Entschlusses. [...]“, in: Allgemeines Intelligenz- oder Wochenblatt für sämtlich-Hochfürstlich-Badische Lande, 14. 8. 1800.
- 32 Generallandesarchiv Karlsruhe, Abteilung 271 / Faszikel 211.
- 33 Zitiert nach: Friedrich Otte, Ehrenfried Stöber, in: Elsässische Neujaarsblätter für 1846, Basel 1846, S. 1 - 28; hier S. 8 - 11.
- 34 Pforzheimer Wöchentliche Nachrichten, 7. 10. 1801 und 27. 1. 1802.
- 35 Damen-Conversations-Lexikon, Bd. 7, Leipzig 1836, S. 309.